

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.



Kate S. Stark

DIE
DUNKELHEIT
DEINER
SEELE

FISCHER Taschenbuch



Erschienen bei FISCHER Kinder- und Jugendtaschenbuch
Frankfurt am Main, März 2020

© 2020, Fischer Kinder- und Jugendbuch Verlag GmbH,
Hedderichstraße 114, D-60596 Frankfurt am Main

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany

ISBN 978-3-7335-0509-7



I



Heute ist der erste Tag eines neuen Lebens. Ein Leben voller Glück und Freude. Ich bin so aufgeregt, dass ich es einfach nicht länger in meinem Zimmer aushalte. Keine fünf Minuten später liegt das *Wohnheim unter den Weiden* hinter mir, während vor mir uralte Bäume in den Himmel ragen und sich sanft im Wind wiegen. Die Natur ist der einzige Ort, an dem ich mich wirklich lebendig fühle. All das Leben um mich herum gibt mir Kraft, strahlt so viel Licht aus und vertreibt die Dunkelheit aus meinem Inneren. Diesmal hoffentlich für immer.

Unter dem dichten Dach aus herbstlich bunten Blättern ist es düster, fast so als wäre schon wieder Abend, obwohl es doch noch so früh am Morgen ist. Ich drehe mich zu dem Haus um, in dem ich die nächsten drei Jahre leben werde. Es sieht so ganz anders aus, als ich mir Studentenwohnheime immer vorgestellt hatte. Hochherrschaftlich und irgendwie ein bisschen trist mit all den Trauerweiden, die kaum Sonnenlicht durch die hohen Fenster lassen. Mit dem Türmchen und der groben Natursteinfassade wirkt das Wohnheim eher wie eine kleine Festung. Zu gerne würde ich in diesem Türmchen wohnen, aber das wäre dann

zu viel des Guten. Zu unnormal. Aber eigentlich ist so gut wie nichts an der Akademie normal. Es gibt sie schon seit gefühlten Ewigkeiten. Die Vorlesungen und Seminare finden in den ältesten Gebäuden der kleinen Stadt statt. Manche sogar auf der Burg von Dunkelfelsen, deren einstiger Besitzer die Akademie vor so vielen Jahren ins Leben gerufen hat.

Und nun bin ich hier. Lenora Hagen. In Dunkelfelsen, meinem Geburtsort, den ich seit Jahren nicht mehr betreten habe. Wie ein schützender Mantel legt sich der Wald um die Stadt, als müsste er sie vor den Schrecken der Welt abschirmen. Die dunklen Schatten, die die Baumriesen auf die Felsen werfen, haben der Stadt einst zu ihrem Namen verholfen.

Bei meiner Ankunft war ich die Erste im Wohnheim, aber es wird sicher nicht mehr lange dauern, bis meine Mitbewohnerinnen und die restlichen Studenten eintreffen. Laut Klingelschild werde ich mir unser Apartment mit einer A. Steinberg und einer M. Bachmann teilen. Hoffentlich sind die beiden einigermaßen nett. Wir müssen ja nicht die besten Freundinnen werden, aber ich könnte es nicht ertragen, wenn wir nicht wenigstens miteinander auskämen. Zu Hause war es schon so unerträglich. Ein weiterer Grund, warum ich hierhergekommen bin.

Aber nein, die Zeit des Unglücklichseins ist vorbei. Wieder und wieder flüstere ich mein neustes Mantra vor mich hin. *Denk nicht mehr daran. Denk nicht mehr daran. Denk nicht mehr daran.*

Meine Schritte werden durch die vielen Tannennadeln und das Moos auf dem feuchten Waldboden gedämpft. Ich erinnere mich noch, dass ich früher mit meiner Großmutter oft in diesem Wald gewesen bin. Wir haben Pilze gesammelt, uns vor Trollen versteckt und in den vielen Höhlen nach Schätzen gesucht. Zumindest glaube ich das. Vielleicht habe ich mir das nur ausgedacht, um die anderen, die schlimmen Dinge aus meiner Vergangenheit zu vergessen. Ich weiß es nicht, aber auch aus diesem Grund bin ich hier: Ich will meine Großmutter finden. Auch wenn ich ihren Namen weder im Internet noch in diversen alten Telefonbüchern gefunden habe, glaube ich fest daran, dass sie hier noch irgendwo lebt. Und dass sie mir Antworten geben kann.

Mein Herz macht bei diesem Gedanken einen Satz. Mit einem Blick über die Schulter stelle ich fest, dass ich bereits ein ganzes Stück gelaufen bin. Die Mauern des Wohnheims sind längst hinter den Baumriesen verschwunden.

Statt weiter über meine Kindheit in Dunkelfelsen nachzudenken, konzentriere ich mich ganz aufs Laufen, auf die kühle Herbstluft und die Geräusche des Waldes. Auf all das Leben um mich herum. Mit einem tiefen Atemzug nehme ich es in mir auf, schmecke es regelrecht auf meiner Zunge und rieche es im Duft der Tannennadeln und der feuchten Erde. Endlich bin ich zu Hause, und es fühlt sich verdammt gut an. Fast zu gut, um wahr zu sein ...

Nach einer Weile führt der Weg an einer kleinen Lichtung vorbei. Eine riesige Baumwurzel ragt in die Höhe, schon halb überwuchert mit Brombeerranken und Farn. Ich stelle mich daneben, nur um zu sehen, wie groß dieser Baum einst gewesen ist. Die Wurzeln überragen mich um ein ganzes Stück, aber das hat nicht meine Aufmerksamkeit erregt. Nein, vielmehr sind es die vielen Äste und Triebe, die noch immer aus dem Stamm des Baums hervorsprossen. Der Riese scheint seinen Kampf gegen den Tod noch nicht aufgegeben zu haben. Fasziniert steige ich über die Brombeerranken und streiche über die Rinde des Baums. Sie ist rau, an manchen Stellen abgeplatzt, aber noch immer kann man das Leben darunter spüren. Irgendwie fühle ich mich zu dem gefallenen Riesen hingezogen. Er klammert sich mit aller Kraft ans Leben. Genau wie ich.

Ich lasse mich auf seinem Stamm nieder, fahre mit den Fingern über die Zweige, die mich wie eine Thronlehne umgeben, und schließe die Augen. In den Ästen über mir höre ich ein paar Vögel zwitschern.

Wie es hier wohl im Sommer ist, wenn die Baumkronen von unzähligen Vögeln bevölkert sind? Noch mehr Leben, noch mehr Kraft um mich herum.

In der Ferne kann ich ein Eichhörnchen schimpfen hören. Der Wind rauscht durch die Äste, lässt bunte Blätter auf den Waldboden regnen. Es ist vollkommen friedlich, keine Flugzeuge, kein Großstadtlärm. Nur Leben.

Eine tiefe innere Ruhe erfüllt mich, breitet sich ganz in mir aus und lässt mich zum ersten Mal seit Jahren richtig durchatmen. Es ist vorbei. Vor mir liegt ein Neuanfang. Eine Chance, die ich nutzen werde.

Ganz in der Nähe knackt ein Zweig, als wäre jemand darauf getreten. Ich schlage die Augen auf und erstarre. Ich bin nicht mehr allein.



2



Aus den Schatten der Bäume tritt er auf die Lichtung, den Kopf gesenkt, ohne mich zu bemerken. Uns trennen noch mindestens zehn Meter, als er den Kopf hebt und sich sein Blick verfinstert, sich regelrecht in meinen bohrt. Hinter ihm kann ich keinen Pfad erkennen, es sieht aus, als wäre er einfach so querfeld-ein durch den Wald gelaufen. Ob er sich in den Tiefen dieses Waldes verlaufen hat? Als Kind kam es mir immer so vor, als wäre er endlos. Als bestünde die Welt aus nichts anderem. Für mich gab es nur Dunkelfelsen und den Wald außen herum. Nichts als Bäume und Felsen, Höhlen und Leben. Und dann haben wir den Schutz des Waldes verlassen ...

Der Typ bleibt stehen. Seine Augen sind dunkel, voller Argwohn, die Haare rabenschwarz. Ich schlucke

und zwingt mich, ruhig zu bleiben. Ich kenne diesen Blick, habe ihn schon so oft gesehen. Nur waren es sonst blaue Augen, stechend, kalt wie Eis und voller Hass.

Denk nicht mehr daran.

Meine Finger krallen sich um die Äste, die aus dem sterbenden Baum sprießen. Ich bleibe, wo ich bin, doch das scheint den Fremden nur noch wütender zu machen. Selbst aus der Entfernung sehe ich, wie seine Kiefer mahlen. Dunkle Ringe liegen unter seinen Augen, als hätte er zu wenig Schlaf bekommen. Alles an ihm wirkt düster und bedrohlich. In meiner Phantasie sehe ich ihn auf mich zustürzen, ein Messer in der Hand, das sich brutal in meine Brust bohrt. Wieder schlägt mein Herz schneller. Diesmal vor Angst.

Mit einem Mal ist das Gefühl der Freiheit verschwunden. Mein Atem stockt.

Der Typ macht ein paar Schritte auf mich zu, wütende Schritte. »Verschwinde von hier.«

Ich zucke zusammen. Seine Stimme gleicht einem Knurren, noch bedrohlicher als sein Blick. Absolut gefährlich.

Denk nicht mehr daran. Für einen Moment trägt mein Gegenüber ein anderes Gesicht. Kalte blaue Augen, graues Haar. *Denk nicht mehr daran.*

Die Erinnerung verfliegt. Vor mir steht wieder der Fremde, während in mir all die Dinge hochkommen, die ich so lange unterdrückt habe.

»Nein«, entgegne ich und erschrecke selbst beim

Klang dieses einen Wortes. Wo kommt meine Entschlossenheit her?

Auch er scheint erstaunt über meinen Widerstand und überwindet eine Brombeerranke, die sich hartnäckig an den Stoff seiner dunklen Jeans klammert.

»Ver-schwin-de!« Er baut sich vor mir auf, steht wie einer der Baumriesen vor mir. Ich bin tatsächlich drauf und dran zu tun, was er sagt. So wie immer. Wenn es gefährlich wird, mache ich dicht, ziehe mich zurück und renne davon.

»Nicht heute«, murmele ich zu mir selbst und denke an meinen Entschluss, den ich vor knapp einem Jahr gefasst habe: Ich werde mich von niemandem mehr herumkommandieren lassen. Erst recht nicht von einem dahergelaufenen Fremden mit Schlafstörungen.

»Nein.«

Seine Augen verengen sich zu Schlitzen. Auch das kenne ich. Sicher fehlt nicht mehr viel, bis er endgültig die Fassung verliert. Aber warum? Weil ich früh am Morgen auf einem Baum im Wald sitze?

»Was ist dein Problem?« Es dauert einen Moment, bis ich merke, dass ich das laut ausgesprochen habe.

Er steigt über einen Baumstumpf, verringert den Abstand zwischen uns noch mehr, bis ihn knapp eine Armeslänge von mir trennt. Jetzt werde ich unruhig, kann schon vor mir sehen, wie er das letzte bisschen zwischen uns überwindet und zuschlägt. Vergangenheit mischt sich mit Gegenwart. Ich beiße mir in die

Wange, um nicht in Tränen auszubrechen. *Denk nicht mehr daran.*

»Was mein Problem ist?« Er verschränkt die Arme vor der Brust und mustert mich, die Augen noch immer zusammengekniffen.

»Hast du was auf den Ohren?«, entgegne ich und lasse ihn dabei nicht aus den Augen. Solange er die Arme verschränkt hält, kann er mir nichts tun, von einer spontanen Kopfnuss mal abgesehen.

Ganz ruhig.

»Wir sind also vorlaut, hm? Was habe ich anderes erwartet?« Er schüttelt den Kopf, tritt einen Schritt zurück und sieht sich um. Er wird doch nicht etwa ...?

»Ich sage es ein letztes Mal: Verschwinde, Mädchen. Das hier ist mein Platz.«

Ich schnaube belustigt auf. Ich kann gar nicht anders. Sein Platz? »Ist das dein Ernst?«

Ich lasse mich vom Baumstamm gleiten. Der Typ ist mindestens einen Kopf größer als ich, wenn nicht sogar zwei, aber das ist mir egal. Ich muss mich nicht mehr zurücknehmen, muss niemanden mehr beschützen. Ich ignoriere die Stimme in meinem Kopf, die mich anschreit, mich sofort umzudrehen und wegzulaufen. Das bin nicht mehr ich. Nie mehr wieder. Ab heute ist alles anders. Ich bin anders.

»Dieser Baum gehört höchstens demjenigen, der dieses Waldstück besitzt. Und da es hier überall Wanderwege gibt, glaube ich nicht, dass der Besitzer sich daran stört, wenn man sich hier aufhält.«

»Du hast diesen Ort entweiht. Wo du hingehst, kann nur Tod folgen«, entgegnet er.

»Was?«, hauche ich und spüre, wie sich die Tränen nun endlich ihren Weg nach draußen bahnen, wie sie mir über die Wangen rinnen, wie flüssiges Eis in der kalten Herbstluft.

»Du hast mich schon richtig verstanden. Und jetzt verschwinde endlich.« Sein Atem trifft warm auf meine Haut, so dicht steht er vor mir. Ich kann mich nicht bewegen. In seinen Augen liegt so viel mehr als bloß Hass. Sein Blick wandert von meinem Gesicht zu meinem Herzen. »So eine Schande«, murmelt er ganz leise, so dass ich ihn kaum verstehen kann.

Diese Worte habe ich so oft gehört. Schande, Verschwendung, Bürde.

Denk nicht mehr daran. Denk nicht mehr daran. Denk nicht mehr daran.

Und doch kann ich mit Gewissheit sagen, dass dieser Fremde, dem ich vor einer Minute zum ersten Mal begegnet bin, die Wahrheit sagt. Er hat recht. Tod und Unglück verfolgen mich, seit ich denken kann. Er braucht seinen Befehl nicht noch einmal zu wiederholen. Ich drehe mich um und renne, während Tränen meinen Blick verschleiern und Dornenranken und Äste an meinen Kleidern reißen. Und ich Idiotin dachte, dass ich all das hinter mir gelassen habe.



3



Als ich aus dem Wald zurückkomme, bin ich auch im Wohnheim nicht mehr allein. Autos parken auf der Kieseinfahrt, während Studenten und deren Eltern Koffer und Kisten in das alte Haus schleppen, in dem wir das kommende Semester wohnen werden. Ich stapfe mit gesenktem Kopf an ihnen vorbei, ignoriere ihre Blicke, achte nicht auf die Tränen, die mir noch immer die Wangen hinabrinnen, und stürme in mein Apartment. Es ist eines von insgesamt acht in diesem Haus mit je drei Zimmern, einem Bad und einem Wohnzimmer. Im Flur stapeln sich mehrere Koffer und ein ganzes Arsenal an Malsachen: blanke Leinwände, Pinsel und Zeichenblöcke. In einem der Zimmer verrückt jemand ein Möbelstück. Doch niemand scheint meine Anwesenheit zu bemerken.

Gut so. Ich brauche jetzt meine Ruhe, muss all diese Erinnerungen aus meinem Kopf vertreiben, allen voran die Worte des Fremden aus dem Wald.

Wo du hingehst, kann nur Tod folgen.

Ich ziehe mich in mein Zimmer zurück, lege mich in mein Bett und ziehe die Decke fest um mich. Mein Blick fällt auf das große Fenster, das nichts als Wald zeigt. Ich schliesse die Augen und versuche, nicht an ihn zu denken. Dennoch zieht mich mein dummer

Verstand zurück in den Schatten, so dass ich meinen dunklen Gedanken ausgeliefert bin. Auf einmal bereue ich es, so früh angekommen zu sein. Ich bereue es, ausgerechnet dieses Zimmer gewählt zu haben. Jetzt werde ich mit jedem Blick aus dem Fenster an diese Begegnung erinnert werden. An diesen einen Satz.

Vermutlich hat der Typ das nur gesagt, um mich zu verscheuchen. Und wie das funktioniert hat! Wohin ist die Entschlossenheit verschwunden, die ich kurz davor noch gespürt habe? Ich könnte mich ohrfeigen, dass ich einfach weggerannt bin. Das war mein altes Leben, mein altes Verhalten. Die neue Lenora rennt nicht mehr vor ihren Problemen weg. Sie geht sie an, und zwar mit der Sicherheit, dass alles gut werden wird – egal, wie scheiße die Situation gerade sein mag. Ich habe ein Happy End verdient. *Also, warum verdammt nochmal handelst du nicht danach, Lenora?*

Ich schüttle den Kopf und seufze. Langsam wende ich meinen Blick vom Wald ab. Meine Koffer stehen noch immer gepackt neben der Tür zum Wohnzimmer. Daneben stapeln sich drei Umzugskartons mit meinen restlichen Habseligkeiten, hauptsächlich Bücher. Auf dem Bett neben mir liegt eine verknickte Broschüre der Akademie.

Jede Sekunde zählt, steht da. Ich werde jede einzelne davon nutzen. Um glücklich zu sein und das zu tun, was ich schon immer gewollt habe: schreiben. Und keine alten Erinnerungen oder mysteriösen Typen

können mich davon abhalten. Ich bin gekommen, um zu bleiben, koste es, was es wolle.



4



Während ich den Nachmittag nutze, um meine Sachen auszupacken und mich in meinem neuen Zimmer einzurichten, füllt sich das Haus mit Leben. Irgendwie wünsche ich mir die Stille vom Morgen zurück, als noch niemand durch die altehrwürdigen Flure dieses Wohnheims gelaufen ist.

Das ist doch gut, rede ich mir ein, als es um mich herum lauter wird. Durch das geöffnete Fenster höre ich, wie sich Studenten und Eltern miteinander unterhalten, wie sie darüber diskutieren, wo was hingestellt werden soll. Ich höre sie schluchzen, wenn es Zeit wird, Abschied zu nehmen. Fast kann ich ihre Tränen auf meinen Wangen spüren. All das werde ich nie haben. Nicht so wirklich zumindest. Der Abschied von meinem Vater ist recht kurz verlaufen, schließlich kennen wir uns noch nicht so lang. Ich glaube, er ist froh, mich los zu sein. Nun wird bei ihm im Haus wieder eine bessere Stimmung einziehen. All das Drama ist vergessen, für ihn zumindest.

Denk nicht mehr daran.

Von jetzt an zählen nur noch das Jetzt und die Zukunft. Meine Zukunft als Schriftstellerin, so bescheuert und naiv es sich anhören mag. Das Schreiben hat mich gerettet. Ohne mein Tagebuch wäre ich verrückt geworden. *Er* hätte mich verrückt werden lassen. Aber ich bin noch hier – frei, endlich frei, das zu tun, was ich schon immer wollte, während *er* hinter Schloss und Riegel sitzt. *Er* wird büßen für das, was *er* mir angetan hat. Was *er* meiner Familie angetan hat. Und dennoch ist kein Gerichtsurteil gerecht genug. Nichts wird wiedergutmachen können, was *er* verbochen hat. Nichts wird meine Mutter von den Toten zurückbringen oder mir eine bessere Kindheit bescheren. Aber es ist eine Erleichterung zu wissen, dass *er* nun niemandem mehr etwas antun kann.

»Ich bin hier, wer noch?«, ruft eine Stimme aus dem Wohnzimmer. Irgendwie kommt sie mir bekannt vor, auch wenn ich sie niemandem zuordnen kann. Offenbar ist auch meine zweite Mitbewohnerin eingetroffen. Bis auf die Koffer und Malutensilien habe ich von der ersten noch nicht viel gesehen. Nur gehört. Einen ziemlich fiesen Streit zwischen ihr und ihren Eltern; ein Streit von der Sorte, wie ich ihn nie hatte. Zum Glück.

»Wo sind meine Bitches? Na kommt schon raus, ich werde euch schon nicht beißen.«

Ihre Bitches? Die hat sie ja wohl nicht mehr alle!

Schritte nähern sich meiner Tür. Anscheinend trägt meine Mitbewohnerin ziemlich hohe Schuhe. Na,

wenn das mal nicht Zicke schreit, weiß ich auch nicht weiter ... Ich schnaufe tief durch und streiche mein Kleid glatt.

Schwungvoll öffne ich die Tür und trete hinaus ins Wohnzimmer, das erfüllt ist vom Duft neuer Lederkoffer und von Parfüm.

Mit einer theatralischen Drehung wendet sich meine neue Mitbewohnerin mir zu und schenkt mir ein strahlendes Lächeln. Ich erstarre.

»Alicia Steinberg?«, fragt da eine andere Stimme ungläubig. Alicia Steinbergs Gesicht hellt sich auf, sie legt ein breites Lächeln wie aus einer Zahnpastawerbung auf: perfekte Zähne, strahlend weiß, blendend schön. Dann dreht sie sich zu unserer dritten Mitbewohnerin um.

»Ganz genau, meine Liebe«, flötet sie. »Ich liebe deine Haare! So rebellisch. Gefällt mir. Es muss Stunden gedauert haben, die so hinzubekommen. Fabelhaft!«

Alicia wickelt sich eine Strähne des dunkelblau gefärbten Haares unserer Mitbewohnerin um die Finger, hält sie prüfend ins Licht, ehe sie sich wieder mir zuwendet.

Noch immer trägt sie ihr Zahnpastalächeln, das einfach nur falsch sein kann. Niemand zeigt beim Lächeln so viele Zähne. Mit falschen Schlangen kenne ich mich nur zu gut aus, auch wenn sie nie das Schlimmste in meinem Leben waren. Die wirkliche Gefahr hat immer daheim gelauert, hinter einem riesigen Eichenschreibtisch mit blitzenden blauen Augen und einer

viel zu kleinen Brille. Gerade wenn man denkt, dass das Leben nicht schlimmer werden kann, setzt das Schicksal noch mal einen obendrauf.

Na vielen Dank auch, dass mir nichts erspart bleibt!

Es wird ziemlich schwer werden, mich hier an der Akademie vor meiner Mitbewohnerin zu verstecken, geschweige denn ihr aus dem Weg zu gehen. Als hätte sie meine Gedanken gelesen, lässt sie von unserer Mitbewohnerin ab und nimmt nun mich in Augenschein. Wenn es irgend möglich ist, verbreitert sich ihr Lächeln noch mehr.

»Look at you, darlin'! Du rockst den sexy Bibliothekarinnen-Look, Mädchen.« Alicia Steinberg klatscht begeistert in die Hände und mustert mich von oben bis unten. Ich drücke meine Fingernägel fest in meine Handinnenflächen. »Oh, ich habe das Gefühl, dass wir viel Spaß miteinander haben werden, Ladys.«

Wieder erklingen Schritte im Flur. Ein in Anzug gekleideter Mitfünfziger erscheint, schwer schnaufend, mit mehreren Koffern im Schlepptau.

»Das waren die letzten, Fräulein Steinberg. Haben Sie sonst noch einen Wunsch?«

Mir klappt die Kinnlade runter. Hat sie sich etwa einen Bediensteten mitgebracht? Wo soll der denn bitte wohnen? In ihrem Kleiderschrank? Halt, bei der Anzahl an Koffern wird da wohl kaum Platz für etwas anderes sein.

»Nein, das wäre alles. Gute Fahrt, Bernhard«, zwitschert Alicia und winkt dem Mann freundlich zu.

Dieser deutet eine Verbeugung an, dreht sich um und geht.

Ich zwicke mir in den Arm. *Das kann doch bloß ein Traum sein! Bitte sag mir, dass das ein Traum ist.*

»Also, wer seid ihr, und was sind die besten Kleider, die ihr mitgebracht habt?«, fragt Alicia, als wäre nichts geschehen.

Shit, kein Traum.

Ganz ruhig.

»Alicia Steinberg ...«, sagt das Mädchen mit den blauen Haaren und starrt unsere Mitbewohnerin noch immer völlig verdattert an. Wahrscheinlich sehe ich selbst nicht viel besser aus. Das alles ist so surreal, dass ich keine Ahnung habe, was ich denken soll. Vor ein paar Tagen noch habe ich Alicia im Fernsehen gesehen. An der Seite ihres Bruders Caspar, den meine Schwester Helena so anbetet. Und jetzt steht sie hier vor mir? Unmöglich.

»Mund zu, es zieht, Blue«, sagt Alicia, während sie von mir zu unserer Mitbewohnerin und wieder zurückblickt. »Muss man euch wirklich alles aus der Nase ziehen?«

Mit geschürzten Lippen verschränkt sie die Arme vor der Brust. Ich kann nicht anders. Ich muss lachen.

»Wow, okay ... Habe ich irgendwas zwischen den Zähnen, oder was ist hier los?« Plötzlich verschwindet das Selbstbewusstsein aus ihrem Blick. Sie hat ihre aufrechte Haltung verloren und wirkt plötzlich seltsam verloren. Dann gewinnt sie wieder ihre Beherr-

schung zurück. Da ist wieder das Zahnpastalächeln, aber es erreicht ihre Augen nicht mehr. Unsicherheit liegt darin – und Angst. Ich kenne diesen Blick, kenne ihn von meinem eigenen Spiegelbild, und plötzlich bin ich mir nicht mehr so sicher, ob ich Alicia nicht zu früh verurteilt habe.

»Das Studium an der Akademie ist eine lange Familientradition, Blue«, erklärt Alicia dann und seufzt genervt. Man hört, dass sie all ihr Schauspieltalent dafür aktivieren muss. »Ich will mich nicht wiederholen müssen: Name und beste Kleider? Hopp, hopp!« Sie wedelt mit der Hand in der Luft umher.

»Nur damit eines klar ist, Mädchen. So sprichst du nicht mit mir«, stoße ich hervor, mache auf dem Absatz kehrt und knalle meine Zimmertür hinter mir zu. Nie hätte ich gedacht, dass sich das so gut anfühlen würde.

»Du kommst da sofort wieder raus, L. Hagen. Ich habe einen Ruf zu wahren, und ihr zwei werdet mich heute Abend zur Willkommensparty begleiten. Das wird die beste Nacht unseres bisherigen Lebens«, höre ich Alicia durch die geschlossene Tür.

»Ist das dein Ernst? Du bist fünf Minuten hier und bist schon zu einer Party eingeladen?«, frage ich.

»Ich brauche keine Einladung, Belle. Wie unser kleines blaues Vöglein schon so lautstark verkündet hat, bin ich Alicia Steinberg. Also, Kleider raus, Partymodus an und ab dafür, Mädels!«

Eine Party ist wirklich das Letzte, was ich heute ge-

brauchen kann, schon gar nicht nach dieser bescheuerten Begegnung mit dem Typen im Wald.

Wieder fällt mein Blick auf die Broschüre der Akademie.

Jede Sekunde zählt.

»Ach, scheiß drauf!«, murme ich und reiße meinen Kleiderschrank auf. Die letzten Jahre über habe ich so viel Zeit hinter verschlossenen Türen verbracht. Es wird Zeit, dass ich endlich lebe.



5

Knapp zwei Stunden später stehen wir auf einer weitläufigen Wiese, die keine zehn Minuten von unserem Wohnheim entfernt liegt. Ich kann also jederzeit flüchten, wenn es mir hier zu voll wird, was sicher nicht lange dauern kann. Es sind schon einige Leute da, stehen in Grüppchen zusammen und trinken aus Pappbechern. Irgendjemand hat sich wirklich Mühe gegeben, diese Party zu organisieren. In der Mitte der Wiese hat man ein riesiges Lagerfeuer vorbereitet. Musik dröhnt aus mehreren Lautsprechern, während bereits die ersten Bierfässer angezapft werden. Also gut, meine erste Party. Und jetzt?

»Ladys, dieser Abend ist spielentscheidend. Heute

bekommen wir einen ersten Vorgeschmack auf das Eye Candy hier an der Akademie«, sagt Alicia und klatscht begeistert in die Hände. Ihr Blick scheint an jedem Typen kurz hängen zu bleiben und ihn regelrecht auszuziehen.

»Können wir nicht einfach wieder gehen? Wir haben doch jetzt alles gesehen«, jammert Mara, unsere blauhaarige Mitbewohnerin, die anscheinend genauso wenig Lust auf sinnloses Saufen und dämliche Anmachsprüche hat wie ich. Viel mehr als das weiß ich allerdings noch immer nicht über sie.

»Wohl kaum, Blue. Die meisten kommen erst ein bisschen später. Es ist ja noch nicht einmal richtig dunkel«, entgegnet Alicia, packt unsere Hände und zerrt uns auf eines der Bierfässer zu.

Eine Stunde später hat sich die Anzahl der Partygäste tatsächlich mehr als verdreifacht. Viele haben schon jetzt einen im Tee, johlen vor sich hin, als die Musik plötzlich ausgeht und einer von Alicias Eye Candys mit einer brennenden Fackel auf das Lagerfeuer zutritt. Er hebt die Hand, und die Menge wird still. So still, dass es fast schon unheimlich ist. Nebel wabert langsam zwischen den vielen Füßen der Studenten über die Wiese.

»Auf ein neues Semester voller Kreativität und vor allem eines: Spaß!«, schreit der Fackelträger in die Menge, die in lautes Jubeln ausbricht. Er dreht sich zum Lagerfeuer um und entzündet es endlich. Wird

aber auch Zeit, schließlich sind Herbstnächte nicht gerade für ihre Wärme bekannt. Seit wir hier angekommen sind, sind meine Hände kalt wie Eis geworden. Nicht dass ich daran nicht gewöhnt wäre, aber das letzte Jahr außerhalb feuchtkalter Kellerräume und zugiger Dachböden hat mich ziemlich verweicht.

»Okay, Ladys. Jetzt wird es Zeit, die Kerls mal genauer unter die Lupe zu nehmen. Seid ihr dabei?« Alicia hat sich bei uns untergehakt und schaut nun zwischen mir und Mara hin und her. Ihre braunen Augen leuchten im Schein des Feuers. In ihrem Blick liegen Vorfreude und eine Wärme, die ich einfach nicht gewohnt bin. Kein Wunder, dass sie von so vielen angehimmelt wird. Sie ist wirklich wunderschön, und dessen ist sie sich mehr als bewusst.

»Ich weiß nicht ... Es ist ganz schön voll hier ...« Ich blicke mich um, sehe all diese Menschen und bin von der schieren Anzahl überwältigt. Es ist lange her, dass ich mich in einer solch gewaltigen Menschenmenge bewegt habe. Ich kenne niemanden hier, so dass mir nichts anderes übrigbleibt, als bei Alicia zu bleiben oder nach Hause zu gehen.

»Komm schon, Belle. Das wird lustig!«, entgegnet Alicia und stößt mich in die Seite. Wir umrunden das Lagerfeuer und entgehen dabei nicht den Blicken der männlichen Studentenschaft.

»Geschmack haben sie ja schon mal.« Alicia lacht, als uns jemand hinterherpfeift. Ich bewundere sie da-

für, dass sie so cool bleiben kann. Mir ist das eher unangenehm.

»Es ist wirklich interessant, wie das Feuer alles in dieses unheimliche Licht taucht, findet ihr nicht?«, fragt Mara und starrt direkt in die Flammen. Mittlerweile haben sie die Spitze des Holzstapels erreicht. Es wird endlich warm. Ich lächle.

»Wie lebendige Wesen aus dunkler Kohle ...«

»Eine wahre Künstlerin, was?« Alicia lacht so laut, dass sich die anderen zu uns umdrehen. Dabei spüre ich die Aufmerksamkeit der umstehenden Typen auf uns oder, besser gesagt, auf Alicia. Sie ziehen sie genauso mit ihren Blicken aus, wie sie es vorhin umgekehrt getan hat. Mir wird schlecht.

»Na los, wir sind noch lange nicht fertig hier.« Alicia zieht uns weiter durch eine Menge tanzender Studenten hindurch. Erst jetzt wird mir so richtig klar, dass ich all das hier noch nie erlebt habe. Weder die unangenehmen Blicke von Alicias Eye Candy noch den beißenden Geruch nach Feuer oder die Tanzenden um mich herum. Irgendwie stimmt mich der Gedanke traurig, aber viel habe ich nicht verpasst. Oder?

Während wir eine zweite Runde um das Lagerfeuer drehen, redet Alicia auf uns ein. Ihr Ziel des Abends ist es wohl, sich einen Überblick über unsere Kommilitonen zu verschaffen und den heißesten Typen an der Akademie zu küren. Ich schüttele bei dem Gedanken bloß den Kopf, aber wenn es das ist, was sie glücklich macht, will ich ihr nicht im Weg stehen.

Wir kommen an einigen Baumstämmen vorbei, auf denen ein paar Studenten sitzen und sich unterhalten, Bierflasche oder Becher in den klammen Händen. Nur auf einem Baumstamm sitzt jemand für sich alleine. Ich erstarre.

»Willst du mich verarschen?« Es ist der Typ aus dem Wald. Das hat mir gerade noch gefehlt. Den ganzen Tag über habe ich gehofft, dass er nicht zu den Studenten an der Akademie gehört. Aber wieso sonst sollte er dann hier sein? Diese Stadt besteht praktisch nur aus Studenten.

»Oh, hallo, schöner Mann«, sagt Alicia, die mittlerweile ihren dritten Becher Bier geleert hat. »Ich glaube, wir haben einen Gewinner.«

Mir wird schon wieder schlecht, während die Erinnerungen an unsere erste Begegnung mein Sichtfeld fluten. Die vom Feuerschein erhellte Wiese wird zum Herbstwald hinter dem Wohnheim. Erschrocken stelle ich fest, dass er sich zu uns umgedreht hat. Wenn es überhaupt möglich ist, verfinstert sich sein Gesichtsausdruck noch mehr.

»Ich brauche jetzt dringend ein Bier«, stoße ich hervor und mache kehrt. Ich laufe nicht davon. Ich habe bloß keine Lust, weiter von ihm angestarrt zu werden, als wollte er mich mit seinem Blick töten. Der Klügere gibt nach, heißt es doch, oder?